



Krieg der Kennzeichen

Nummerntafeln sind im Kosovo politisch. An ihnen lässt sich erklären, warum der Konflikt mit Serbien bis heute schwelt.

TEXT: FRANZISKA TSCHINDERLE
FOTOS: ILIR TSOUKO

MADE IN YUGOSLAVIA
Eine alte Tankstelle in Leposavić,
Nordkosovo

Wie lässt sich ein Konflikt begreifen, in dem sich seit 23 Jahren keine Lösung abzeichnet?

Vielleicht am besten an der Tankstelle von Leposavić, einer Kleinstadt im Nordkosovo mit 18.000 Einwohnern. Die Zapfsäulen stammen noch aus der Zeit Jugoslawiens. Leposavić ist der einzige Ort in Europa, wo Autokennzeichen zensuriert werden müssen. Die Autolenker, überwiegend Serben, müssen weiße Streifen über die Nummerntafeln kleben, um die Flagge und die Kürzel ihrer Gemeinde zu verdecken. So schreibt es die Regierung des Kosovo vor, ein Land so groß wie Kärnten, in dem Albaner und Albanerinnen die Bevölkerungsmehrheit stellen.

Ein roter Peugeot hält an. Mit seinem Auto, erklärt der Besitzer, könne er heute bis nach China fahren, aber nicht in die 70 Kilometer entfernte Hauptstadt seines Landes, nach Prishtina. Denn dort wird sein Kennzeichen nicht anerkannt.

Autos sind im Nordkosovo ein Politikum. Schlimmer noch: Sie haben das Potenzial, eine militärische Krise zu provozieren. Der US-Diplomat Christopher Hill beschrieb das kürzlich mit einem gewissen Sarkasmus: „Die Menschheit hat Kriege wegen Land, Geld oder schönen Frauen angezettelt. Das wäre der erste Krieg, der wegen Nummerntafeln beginnt.“

Wer verstehen will, worum es im Kosovo-Konflikt heute geht, der muss sich einfach nur an eine Tankstelle stellen und warten. Die Menschen sprechen über ihren Kleinwagen und sind in wenigen Minuten bei der großen Politik angelangt. Bei der Frage, was ein Staat ist und was nicht, bei Wladimir Putin und bei der NATO, die Serbien 1999 bombardiert hat. „Damals war die ganze Welt gegen uns“, sagt der Mann an der Zapfsäule, „Kosovo wurde uns gestohlen.“

Leposavić ist eine von vier Gemeinden im Nordkosovo, die mehrheitlich von Serbinnen und Serben bewohnt ist (siehe Karte). Rund 50.000 Menschen leben hier, verteilt auf einem Landstreifen, in dem bis heute aus Sicherheitsgründen Soldaten der NATO-Schutztruppe Kfor stationiert sind. Der Norden schreibt dennoch seine eigenen Regeln. Die Bewohner müssen seit über 20 Jahren keinen Strom bezahlen. Der Großteil der Menschen erkennt die Regierung in Prishtina nicht an und damit auch nicht die blau-goldene Fahne, die auf den Autokennzeichen des Kosovo prangt.

Der Mann, der auf Gesetz und Ordnung pocht, ist im Norden ein Feindbild: Albin Kurti, seit 20 Monaten Premierminister des Kosovo. Aber Halt! Wer das im Norden allzu laut sagt, der erntet spöttische Blicke. „Kurti ist nicht mein Premierminister“, das ist ein Satz, den man unter jungen Serben oft hört.

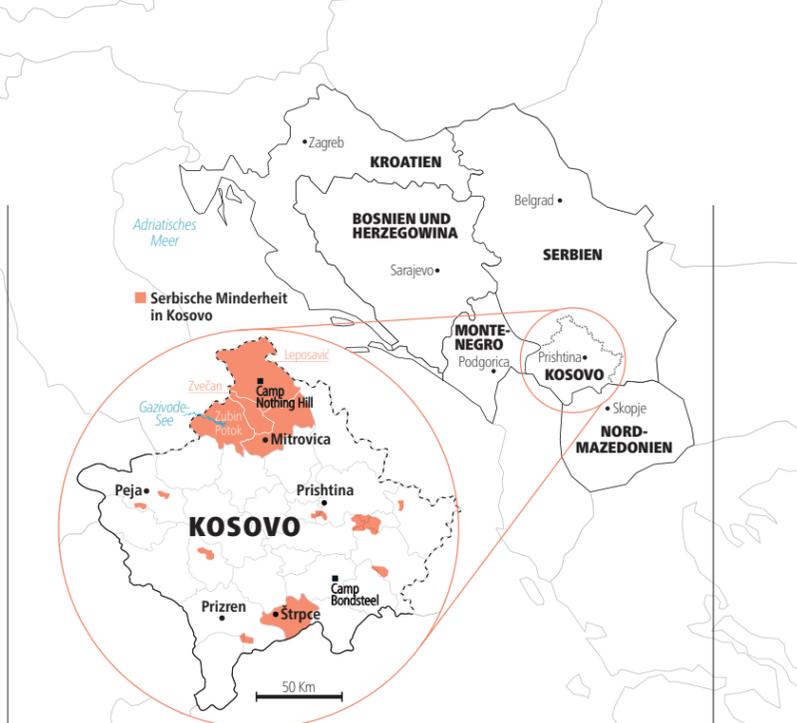
Seit 2011 vermittelt die Europäische Union im Konflikt. Das Ziel: eine Normalisierung der Beziehungen. Kleine Fortschritte werden erzielt – diesen Sommer erkannte Belgrad erstmals kosovarische Einreisedokumente an –, aber vom Hauptziel ist man weit entfernt. Um eines Tages der EU beitreten zu können, muss Serbien den Kosovo anerkennen und der Norden in den Gesamtstaat integriert werden. Solange das nicht so ist, bleibt die Gegend eine Einflusszone beider Seiten.

Wie ist es, an so einem Ort zu leben?

Mitrovica: Die Brücke

„Diese Brücke ist einzigartig“, sagt Aleksandar Arsenijević, 28, „sie ist mit keiner Brücke auf der Welt vergleichbar.“

Mitrovica, das Zentrum des Nordkosovo, ist seit dem Krieg in einen albanischen Süden und einen serbischen Norden geteilt. Eine Brücke, renoviert mit EU-Geldern, verbindet die ▶



DIE SERBISCHE MINDERHEIT
Im Kosovo (1,8 Mio. Einwohner) leben rund 130.000 Serbinnen und Serben, der Großteil von ihnen in den drei nördlichen Gemeinden rund um die geteilte Stadt Mitrovica.



VERBUNDEN MIT BELGRAD
Oben: Kinder spielen vor einer serbischen Flagge in Nord-Mitrovica.
Unten: Wladimir Putin ist Ehrenbürger der Gemeinde Zvečan.

beiden Hälften miteinander. Aleksandar Arsenijević parkt seinen roten VW beim Kreisverkehr am nördlichen Ende der Brücke. Er trägt eine Sonnenbrille, hat trainierte Oberarme und eine E-Zigarette in der Tasche. Früher betrieb er die einzige Disco der Stadt, jetzt, nach dem Abriss, eine Bierkneipe. Arsenijević, den hier alle „Aco“ rufen, hat eine Bürgerinitiative namens „Srpski Opstanak“ (Serbisches Überleben) gegründet. Bereits als Siebenjähriger stieg er auf die Barrikaden, die Serben zum Schutz vor den Albanern an der Brücke errichteten.

„Als ich zur Schule ging, hatte ich immer eine schussichere Weste und Gasmaske dabei“, erzählt Arsenijević. „Meine Mutter und ich hatten immer einen Rucksack mit den nötigsten Sachen bereit: Dokumente, Familienfotos, Bargeld.“ Als junger Bursche wollte er „seine“ Stadt von den Albanern im Süden verteidigen, wie er es sagt.

Heute steht am serbischen Ende der Brücke ein Denkmal, das an die Opfer der NATO-Bombardements von 1999 erinnert. Die Intervention ist für die Serben ein kollektives Trauma.

Für die Albaner südlich der Brücke waren die Bomben ein Befreiungsschlag. Der Krieg beginnt für sie viel früher, nämlich Ende der 1980er-Jahre, als das Regime von Slobodan Milošević die Rechte der Albaner systematisch beschneiden ließ. Sie erzählen von Hunderttausenden, die im Krieg vertrieben wurden. Eine davon ist Mevlude Skuroshi, eine 29-Jährige, die im Süden der Stadt lebt und ein Kulturzentrum nahe der Brücke betreibt. Sie war ein kleines Baby, als ihre Eltern mit ihr nach Deutschland flohen.

Am 17. Februar 2008 erklärte der Kosovo einseitig seine Unabhängigkeit von Serbien.

Arsenijević, der Serbe, erinnert sich an den Schock, den er an jenem Tag verspürte. Skuroshi weiß noch, wie lange ihre Familie auf den Moment hingefiebert hatte.

Gazivode: Wem gehört der See?

Serbien und Kosovo streiten nicht nur über Nummerntafeln, sondern auch um einen zwölf Quadratkilometer großen See. Die Serben nennen ihn Gazivode, die Albaner Ujëmani. Der ehemalige US-Präsident Donald Trump wollte den Konflikt lösen, indem er vorschlug, den See nach sich selbst zu benennen. Auch das half nicht. Bis heute ist umstritten, wem der vom Staukraftwerk produzierte Strom zusteht.

Auf einer Brücke am Ufer ist ein Kleinwagen gestrandet, der Besitzer, ein 73-Jähriger mit wucherndem Bart, füllt den Tank mit Benzin aus einer Coca-Cola-Flasche nach. Albin Kurti hat den Menschen im Norden eine Frist gesetzt: Bis zum 31. Oktober müssen sie ein kosovarisches Kennzeichen montieren. Wer sich daran hält, der spart sich die Anmeldegebühr und die

Steuer. Der 73-Jährige bleibt dabei: „Wir werden unser Kennzeichen niemals aufgeben.“

Früher, zur Zeit Jugoslawiens, hat er am Bau des Stauwerks mitgearbeitet. Damals war der Kosovo eine autonome Provinz Serbiens. Im Bergbaukomplex von Mitrovica arbeiteten Serben wie Albaner. Der ethnische Konflikt hat die Wirtschaft zum Erliegen gebracht.

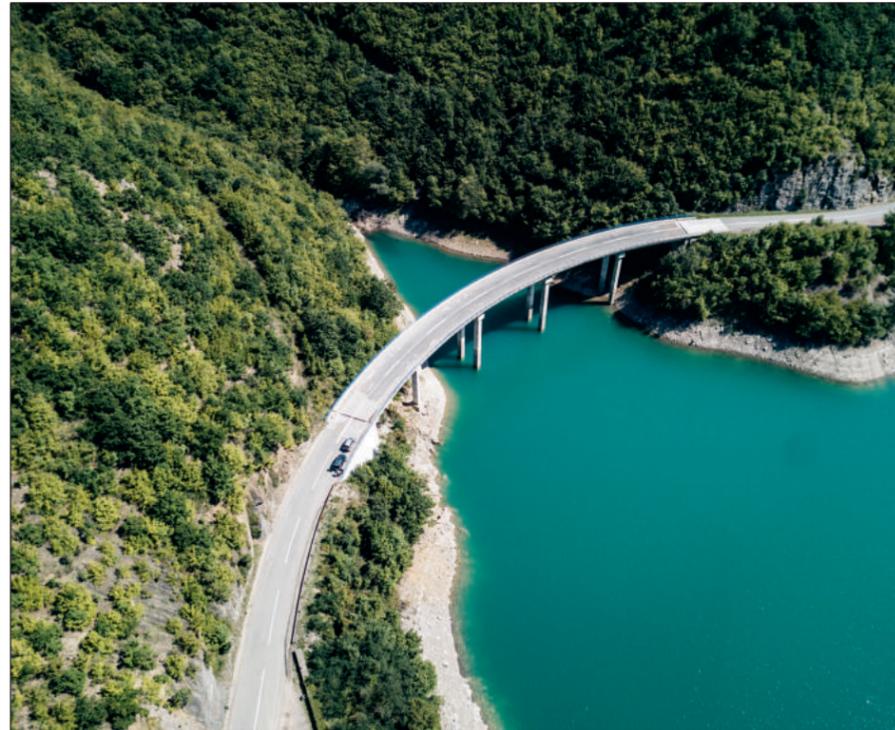
Zvečan: Der Mythos lebt weiter

Der Hunderte Meter hohe Schornstein der Fabrik ist geblieben. Ihre rostigen Fabrikhallen liegen nördlich des Flusses Ibar, also in der serbischen Hälfte. Die Gemeinde heißt Zvečan, die Familie des berühmten Tennisspielers Novak Djokovic stammt von hier. Vergangenes Jahr errichteten Bewohner zwei Wochen lang Straßenbarrikaden, um gegen die Sticker auf den Kennzeichen zu demonstrieren.

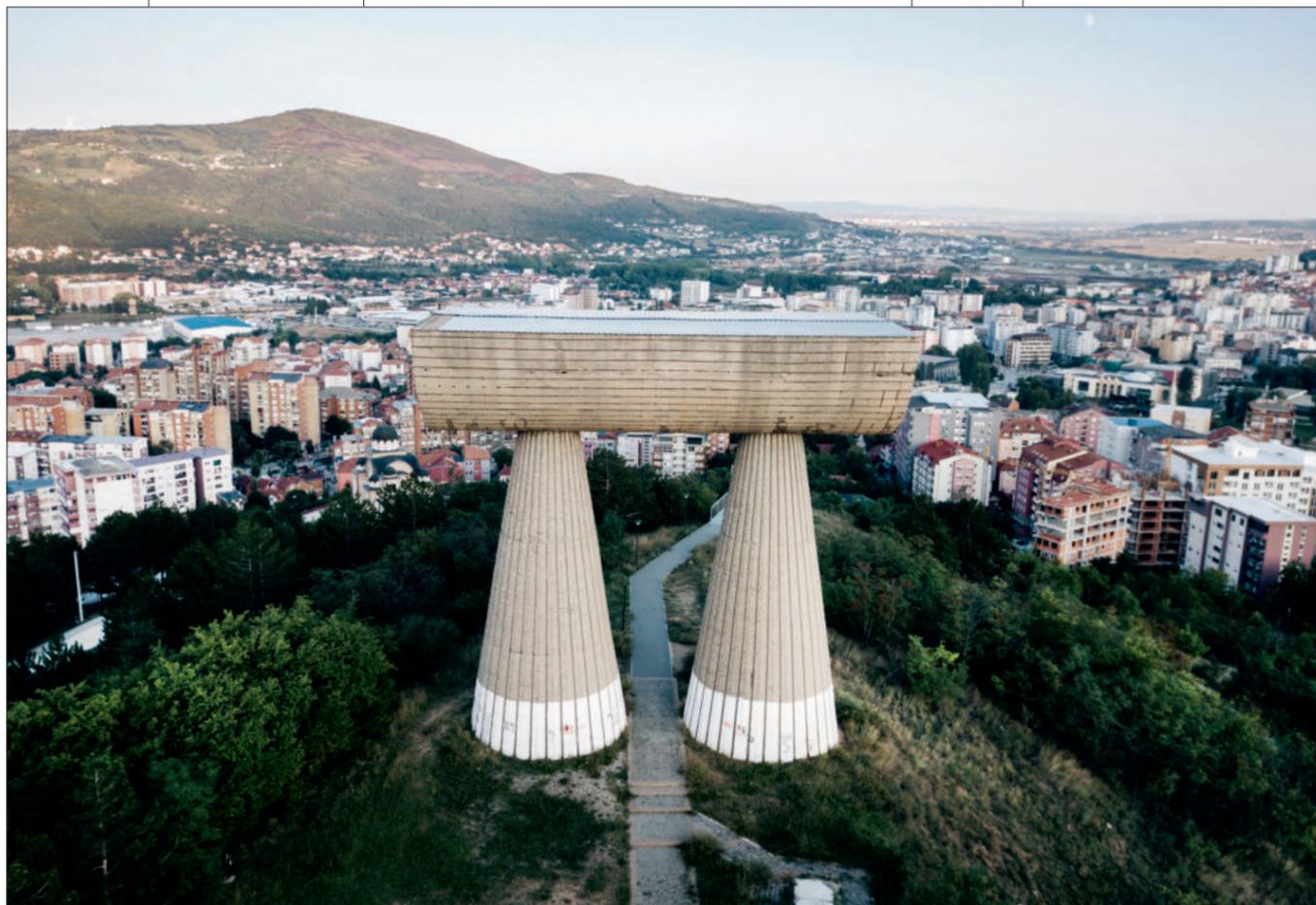
Djordje, 32 Jahre alt, sitzt im Gastgarten eines Burger-Lokals. Er hat Geschichte in Mitrovica studiert, erzählt er, aber danach keinen Job an der Universität gefunden. Die Vergangenheit lässt ihn bis heute nicht los: „Es ist der Westen, der diesen Krieg gewonnen hat. Und wir Serben waren die größten Verlierer des 20. Jahrhunderts.“

Warum fällt es Belgrad so schwer, die Unabhängigkeit des Kosovo anzuerkennen? „Weil der Kosovo nicht einfach nur ein Stück Land ist, sondern die Seele Serbiens. Wir können ohne ihn nicht als Nation existieren“, sagt Djordje. Er macht das einer Zahl fest: 1389.

Im 14. Jahrhundert siegten die Osmanen im Kosovo gegen ein Heer des serbischen Fürsten Lazar. Seit dieser „Schlacht auf dem Amselfeld“ ist der Kosovo



STADT VS. LAND
Oben: Der Gazivode-Stausee bildet eine natürliche Wassergrenze zwischen Serbien und Kosovo.
Unten: Ein Denkmal aus der Zeit Jugoslawiens erinnert an die Verbundenheit zwischen Albanern und Serben in der Partisanenzeit und im Bergwerksektor.



„Für mich war der Tag der Unabhängigkeitserklärung ein Fest.“

Mevlude Skuroshi, Kosovo-Albanerin aus Süd-Mitrovica



„Für uns Serben war die Unabhängigkeit ein Schock.“

Aleksandar Arsenijević, Kosovo-Serbe aus Nord-Mitrovica

für die Serben eine Art mythischer Boden, der ihre Opferbereitschaft symbolisiert.

Die Frage ist: Lässt sich so im 21. Jahrhundert Politik machen? Mit einer Schlacht, die über 600 Jahre zurückliegt, als es noch nicht einmal moderne Nationalstaaten gab?

Kfor: Gekommen, um zu bleiben?

Das historische Amselfeld gibt es bis heute. Dort steht heute ein Kohlekraftwerk und verpestet die Umwelt. Es gilt als dreckigstes seiner Art in Europa. Im Kosovo kämpft man nicht mehr gegen die Osmanen, sondern gegen die Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen.

Franz Sitzwohl schiebt die Vorhänge zur Seite und schaut in die Weite hinaus. Er ist der nationale Kontingentskommandant der österreichischen Kfor-Truppe im Kosovo, derzeit 290 Soldatinnen und Soldaten. Sie leben, gemeinsam mit Truppen aus ganz Europa, in einem Camp namens „Film City“ am Rand von Prishtina. Der Name, erklärt Sitzwohl, komme daher, dass hier zur Zeit Jugoslawiens Westernfilme gedreht wurden.

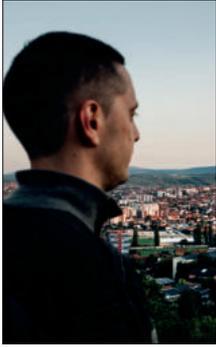
Kommandant Sitzwohl steht in der Küche, kocht eine Gemüsepfanne und setzt sich dann hinaus auf die Veranda. 1999 war er schon einmal im Kosovo stationiert, er weiß, wie die Dinge hier einzuordnen sind und wann grundlos Panik verbreitet wird. Diesen Sommer, sagt er, hat die Kfor vor allem gegen Fake-News im Internet gekämpft.

Ende Juli errichteten militante Serben im Norden Barrikaden, um gegen neue Einreiseregungen zu demonstrieren. Einige waren bewaffnet, es fielen Schüsse. Für einige Stunden wirkte es so, als wäre im Kosovo ein Krieg ausgebrochen. Kommandant Sitzwohl betont die Fakten: „Die serbische Armee hat die Grenze seit 1999 nie überschritten. Im Gegenteil: Sie steht im regelmäßigen Austausch mit der Kfor und hat sich immer an alle Abkommen gehalten.“

Seit die russischen Streitkräfte am 24. Februar in die Ukraine einmarschiert sind, herrscht im Kosovo die Angst, Serbien könnte mit seinem historischen Verbündeten Russland ebenfalls das Nachbarland überfallen. Der Unterschied zur Ukraine: Die NATO ist im Kosovo mit 4000 Soldaten stationiert und bewilligt, im Ernstfall einzugreifen. Seit dem 15. August 2021, als sich die USA und ihre Alliierten Hals über Kopf aus Afghanistan zurückzogen, fragen sich die Menschen im Kosovo dennoch: Bleibt die NATO für immer?

Kein Premierminister für alle

Stellt man Albin Kurti diese Frage, dann bekommt man eine sehr konkrete Antwort: „Die NATO ist hier, um im Kosovo zu bleiben, weil der Kosovo der NATO beitreten will.“ Seit dem Krieg in der Ukraine ist Kurti mehr denn je bemüht, sich als loyaler Partner des Westens zu zeigen. Er bezeichnet den serbischen Präsidenten Aleksandar Vučić als einen „kleinen Putin“ und Serbien als Verbündeten des Kreml. „70 Prozent der Serben haben heute eine positive Meinung über Putin“, sagt Kurti. „Das zeigt sich auch in der serbischen Bevölkerung im Kosovo, insbesondere im Norden. Die radikalen Kräfte sind viel sichtbarer geworden.“



„Albin Kurti ist ein Nationalist. Viele Serben sehen ihn nicht als ihren Premierminister.“

Stefan Veljković,
Kosovo-Serbe aus
Nord-Mitrovica

Was Kurti meint, steht in Mitrovica an Hauswänden. In regelmäßigen Abständen prangt da ein „Z“, das Symbol von Putins Angriffskrieg auf die Ukraine. Daneben hängen Plakate, auf denen „Keine Kapitulation!“ steht, darunter ein durchgestrichenes Kfz-Kennzeichen mit kosovarischer Flagge. Der ganze Norden ist damit vollgepflastert.

Selbst bei moderaten Menschen kommen die Plakate gut an. Einer davon ist Stefan Veljković, 31 Jahre alt, ein junger Familienvater, der in einem gemischten Viertel mit albanischen Nachbarn lebt. An einem Mittwochabend geht er zum Wahrzeichen seiner Stadt hinauf: zwei Betonsäulen, die eine Art Schale halten. Jede Säule steht für je eine Volksgruppe: Serben und Albaner. Es ist ein Relikt aus einer längst vergangenen Zeit.

Veljković sagt: „Albin Kurti ist ein Nationalist. Viele sehen ihn nicht als ihren Premierminister. Wenn Kurtis Umfragewerte sinken, dann spricht er über den Norden. Als ob es im Süden keine Kriminalität gäbe.“ Viele Serben fühlten sich von Kurtis Regierung diskriminiert. Veljković nennt ein paar Beispiele: Die Gesetze im Kosovo seien fehlerhaft ins Serbische übersetzt, die kosovarische Spezialpolizei durchsuche in Kampfmontur Autos und jage den Kindern Angst ein, Enteignungen ließen sich nicht gerichtlich anfechten. „Ich weiß nicht, was die Lösung ist“, gibt



STABILITÄTSANKER

Die NATO-Schutztruppe Kfor ist mit rund 4000 Soldaten aus verschiedenen Ländern im Kosovo vertreten.

Veljković zu. „Eine Autonomie im Norden, durchlässige Grenzen auf dem gesamten Balkan oder ein Wirtschaftsaufschwung vielleicht. Wenn die Menschen bessere Jobs hätten, würden sie weniger über ethnische Fragen nachdenken.“

Und wohl auch nicht mehr über Autokennzeichen. ■

Eine Langfassung der Reportage lesen Sie auf profil.at

Perspektivenwechsel.

KURIER

K | Sport
Mein Vorsprung.

K KURIER.at